unserer Gegend sogar wirklich um dünenähnliche Bodenbildungen. Am Donnerberg Jüchens wurde jedenfalls zeitweise Sand gestochen), 2. aus dem Donarberg, der dem germ. Gott geweihten Stätte, 3. auch mancherorts, wo der Berg mächtig und gewaltig und dem Volk von wetterbildender Kraft scheint, aus dem Wetterglauben, was aber in unserer Gegend nicht der Fall sein könnte.

Sind die niederrheinischen Donnerberge dünenähnliche Bildungen?

Für uns Niederrheiner kommt es m. E. darauf an, festzustellen, ob es sich bei den Donnerbergen unserer Heimat um dünenähnliche, also im Berginnern sandige Bodenbildungen handelt, wenn auch die Oberfläche aus einer fruchtbaren Bodenkrume besteht. Nach Wasserzieher tritt allerdings die Bezeichnung Düne für die sandigen Hügel am Meer erst im 17. Jahrhundert auf, d. h. daß erst seit dieser Zeit der Name literarisch festgelegt ist. Aber in den meisten Fällen setzt das ein viel, viel höheres Alter voraus. Wenn auch in grauer Vorzeit im Bereich der kelto-germanischen Völker dun die Bodenerhebung schlechthin bedeutet, so kann „Düne" sich doch schon sehr früh daraus entwickelt haben.

Mundartlich wird die letzte Silbe eines Wortes oft verschluckt. Hierzulande spricht man Mutter wie Mutt aus, für Vater sagt man Vat, für hundert — hund. Als die h o c h deutsche Sprache sich bildete, vielleicht auch schon, als in christlichen Zeiten die deutsche Sprache sich aus der germanischen heraushob, könnte aus dem „dünberg" der Donnerberg sich entwickelt haben. Möglich! — Aber ob es so war? Wer kann das sagen?

A. Tigges.

Vom Knechtstedener Hof in Horrem

Die Inschrift eines Scheunenbalkens regt zu geschichtlicher Forschung an.

Als im letzen Jahre des zweiten Weltkrieges, am Morgen des 4. März 1945, Panzertruppen der amerikanischen Armee, von Delhoven kommend sich Horrem näherten, wurde der Ort von amerikanischer und deutscher Artillerie beschossen. Dabei fing die alte Fachwerkscheune des Breuerschen Hofes Nievenheimer Straße 1 Feuer. Sie wurde zur Hälfte zerstört. Bei den Lösch- und Aufräumungsarbeiten kam ein bisher durch ein vorspringendes Dach verdeckter Balken über dem Scheunentor zum Vorschein, der die leicht eingeschnitzte Inschrift trug: WIEMER SYNDDORF GERTRAUD JONCKERS EL ANNO 1723.

Wer waren diese Eheleute Wimar Sindorf und Gertrud Junkers.

Was hat uns die Inschrift zu sagen?

Darüber geben uns Aufschluß die Kirchenbücher von Dormagen. Im Jahre 1727 hat der damalige Pfarrer Everhard Becker ins Sterbebuch eingetragen: Horrem 8va 8bris obiit Ss. Smtis 2do refectus Wimmarus Syndorf Abbatiae Knechtstedensis villicus diligentissimus ao aetatis suae 44. ob egregias virtutes longioris vitae dignissimus. Horrem am 8. November starb mit den heiligen Sakramenten zum zweiten Male gestärkt Wimmar Syndorf der fleißige Halbwinner der Abtei Knechtsteden im 44. Jahre seines Lebens, wegen seiner hervorragenden Tugenden eines längeren Lebens würdig.

Er war getauft worden in Dormagen am 20. November 1682. Seine Eltern waren Thomas Sindorff und Maria Witgens, die am 5. November 1685 zusammen mit den Eheleuten Johann Nußbaum und Catharina Fogels den Limburgerhof in Horrem (später wegen der Pächterfamilie Nußbaum Nußbaumshof und heute Lindenhof genannt) auf 12 Jahre von den Nachkommen der Frau Katharina Weiß geb. von Mülheim, nämlich der Witwe Maria Schrams geg. Hochsteins, den Erben Wieckus, den Erben Eltmans, das sind Peter Brewer im Namen seiner Gattin, Johann Reinhard Eltmann und Johann Andreas Eltmann pachteten.

Thomas Syndorf wird in den Kirchenbüchern zuerst erwähnt im Jahre 1670, wo er als Pate auftritt unter der Bezeichnung: Thomas Zindorff Wilhelms Zindorffen Sohn zu Horheimb. Wilhelm Syndorf wird zuerst erwähnt im Jahre 1656. (Mit diesem Jahre beginnen die Kirchenbücher). Am 2. Nov. läßt er mit seiner Frau Anna Reichraht ein Kind taufen.

Gertrud Jonckers, deren Namen im Jahre 1723 in den Scheunenbalken eingeschnitzt wurde, war getauft worden am 9. Sept. 1665. Sie war die Tochter des Thomas Junckers und der Eva Hostens. Gestorben ist sie am 18. April 1731. Nach der Eintragung im Sterbebuch vom 8. Nov. 1727 war Wimar Syndorf villicus der Abtei Knechtsteden, d. h. er war Hofpächter oder, wie es gewöhnlich hieß, Halbwinner oder Halfe. Ursprünglich mußten diese Pächter die Hälfte des Ertrages als Pacht abgeben und arbeiteten selbst also um den halben Gewinn.

Der Knechtstedener Hof in Horrem ist gefunden

Die Inschrift des Scheunenbalkens in Verbindung mit der Kirchenbucheintragung gibt uns also die Kunde darüber, daß der Hof in Horrem, Nievenheimer Straße 1 der Hof der Abtei Knechtsteden gewesen ist. Daß die Abtei Knechtsteden in Horrem einen Hof besessen hatte, ist durch viele Urkunden belegt. Aber bisher wußte niemand, wo dieser Hof in Horrem gelegen hatte. Nun hat die Inschrift des Scheunenbalkens darüber Klarheit geschaffen.

Diese Erkenntnis wurde bestätigt durch einen Grenzstein. Bei der Landzusammenlegung, die im Jahre 1950 abgeschlossen worden ist, wurde an der Grenze des zum Hofe Nievenheimer Straße 1 gehörenden Gartens ein Stein ausgegraben, auf dem das schräge Andreaskreuz, links zwischen den beiden Kreuzbalken der Buchstabe A und rechts der Buchstabe K und unter dem Kreuz die Zahl 1729 stand. Das Andreaskreuz deutet auf den Patron der Abteikirche von Knechtsteden hin und A. K. ist die Abkürzung für Abbatia Knechtstedensis oder Abtei Knechtsteden.

Die Geschichte des Knechtstedener Hofes in Horrem ist bis in die Anfänge der Abtei zurückzuverfolgen. Als Papst Hadrian der vierte durch eine Urkunde, datiert Rom, den 7. Juli 1155, die von Erzbischof Bruno von Köln am 5. August 1134 bestätigte Abtei Knechtsteden in seinen Schutz nahm, zählte er auch die einzelnen Besitzungen der Abtei auf. Dabei heißt es „in Horcheim duas curtes" das ist: in Horrem zwei Höfe". Im selben Jahre 1155 nimmt Kaiser Friedrich I. Barbarossa die Abtei in seinen Schutz und bestätigt ihre namentlich aufgeführten Besitzungen und Rechte, darunter „curtem in Horheim" das ist „einen Hof in Horrem". Es ist auffallend, daß in der ersten Urkunde 2 Höfe, in der zweiten Urkunde 1 Hof in Horrem erwähnt wird. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die Abtei in den ersten Jahren ihrer Aufwärtsentwicklung einen Hof in unmittelbarer Nähe der Abtei veräußert hätte, da aus andern Urkunden hervorgeht, daß sie bestrebt war, ihren Besitz und ihre Rechte in der Umgegend der Abtei zu vermehren. Man kann darum wohl annehmen, daß die zwei Höfe in Horrem zusammengelegt wurden. In der Folgezeit wird immer in den Urkunden von einem Hofe in Horrem gesprochen.

Im Oktober des Jahres 1232 bestätigte Kaiser Friedrich II. von Foggia in Italien aus die der Abtei Knechtsteden von seinem Großvater Friedrich I. verliehene Schutzurkunde. Dabei wurde auch wieder der Hof in „Horeim" genannt.

Am 19. Juni 1234 bestätigt Papst Gregor IX. der Abtei Knechtsteden die einzeln aufgezählten Güter und nimmt sie unter seinen Schutz. Der Hofen „Horem" ist wieder dabei.

Wie groß der Hof damals war, ist nicht bekannt. Da das Abteiarchiv durch die Plünderung der Abtei im Jahre 1795 und durch die Aufhebung der Abtei im Jahre 1802 viel gelitten hat, konnte Genaueres über den Hof aus den wenigen geretteten Archivalien nicht festgestellt werden. Darum ist auch nicht bekannt, ob die 12 Morgen Land, die Alveradis im Jahre 1239 der Abtei Knechtsteden zu einem Jahrgedächtnis für sich und ihren Mann Hermann stiftete, und die bei „Horheim" lagen, vom Hofe in Horrem aus bewirtschaftet wu[illegible] oder ob sie gesondert verpachtet wurden.

Dasselbe gilt auch für die 32 Morgen Ackerland bei „Horheim", die der Kölner Bürger Heinrich, genannt Buclore, am 9. März 1260 für ein feierliches Anniversar stiftete.

Lebendig nach Zons, tot nach Dormagen

Das Lagerbuch der Abtei aus der Zeit um 1381 verzeichnet, daß die Abtei von dem Hofe in Horrem „Hoiheym" jährlich an die Kirche in Dormagen ein halbes Talent Wachs und 6 Denare zahlen muß, und an das Schöffenamt in Zons von demselben Hof als Bedegeld 7½ Schilling. Der Hof gehörte nämlich zur Pfarre Dormagen, bürgerlich aber nach Zons, wie überhaupt das ganze Dorf Horrem. Der Zonser Schultheiß Nolden berichtet über diesen eigenartigen Zustand im Jahre 1662, daß die Horremer lebendig nach Zons und tot nach Dormagen gehörten. Ein Lagerbuch der Abtei Knechtsteden aus der Zeit um 1725, das nach langen Irrfahrten in sehr verstümmeltem Zustand im Jahre 1917 in den Besitz des jetzigen Missionshauses Knechtsteden kam, gibt uns nähere Auskunft über die Größe und die Pacht des Hofes in damaliger Zeit. Er war damals 212 Morgen und 12¾ Ruthen groß. An Pacht wurden entrichtet 3 Malter Weizen, 28 Malter Roggen, 3 Malter Hafer, 30 Pfund Butter, 2 Schweine, 2 Kälber, 200 Eier, 2 Hühner.

Woher die Weilergasse ihren Namen hat

Der erste bekannte Pächter des Knechtstedener Hofes in Horrem war Heribert von Weiler, der mit seiner Frau Gertrud Resholts am 12. August 1671 ein Kind taufen ließ. Er ist am 27. Januar 1677 mit Gertrud Quirins verheiratet, am 16. November 1686 mit Elisabeth Luchem, am 27. Februar 1690 mit Anna Luchem und am 13. März 1692 mit Gertrud Junckers. Er hatte also fünf Frauen, von denen 15 Kinder abstammten. Die Familie Weiler verzweigte sich auch nach Dormagen und Zons, wo sie heute noch ansässig ist. Ein Sohn des Heribert Weiler, Gerhard Weiler, getauft am 26. März 1699, war mit einer Rings verheiratet und wohnte in Horrem Nievenheimer Straße, Ecke Weilergasse, wo heute noch ein Nachkomme von ihm wohnt. Die Weilergasse ist nach dieser Familie Weiler benannt worden. Ein anderer Sohn Heriberts, Heinrich Weiler, getauft am 29. September 1693, war Pächter des Weidenfelder Hofes in Horrem. Er heiratete am 30. April 1730 Katharina Brewer. Eine Tochter Catharina Weiler, getauft am 16. November 1686, heiratete Jakob Güsgen, Sohn des Peter Güsgen, Pächter auf dem Jussenhof. Sie wohnten in Horrem in dem Hause, das heute noch im Besitz der Familie Güsgen ist.

Vom Schicksal derer, die da gingen ein und aus

Nach dem Tode Heriberts Weiler heiratete seine Witwe Gertrud Junckers den Wimar Sindorf. Sie bauten im Jahre 1723 eine neue Scheune und ließen über dem Scheunentor den Balken mit ihren Namen anbringen. Als Wimar Sindorf im Jahre 1727 gestorben war, heiratete die am 12. März 1707 getaufte Tochter der Eheleute Heribert Weiler und Gertrud Junckers mit Namen Gertrud, am 30. April 1730 Wilhelm Brewer, den Bruder der Katharina Brewer vom Weidenfelder Hof. Wilhelm Brewer und Gertrud Weiler waren nun die Pächter des Knechtstedener Hofes. Der Hof hatte vom Vornamen des Heribert Weiler den Namen Herpertzhof bekommen, den er auch behielt, als seine Nachkommen nicht mehr auf dem Hofe waren. Johann Peter Delhoven berichtet in seiner Chronik, daß am 14. Mai 1791 der Herperzhalfen Johann Peter Broichmann mit seiner Schwägerin an einem Tage am Fleckfieber gestorben sei, die Halbwinnerin starb am folgenden Tag, ohne daß sie gewahr geworden war, daß ihr Mann schon tot war.

Weiter berichtet er: Am 6. Juli wurden zu Zons auf dem Rathaus die Mobilien im Herperzhof zu Horm verkauft, das ganze betrug 237 Reichsthaler. Die Leuthe waren tief in Schulden gerathen, welche nicht den vierten Teil bezahlt werden. Der Bernhard Braun, welcher seit ungefähr 20 Jahren die Halbscheid vom Hof und Länderey bewohnte, wird nun den ganzen Hof einnehmen, obschon noch eine Tochter und Sohn von dem seligen Herpertzhalfen zugegen sind, denen aber Fleiß und Mittel fehlen, den Hof anzubauen. Der Sohn Johann Braun heyratete vor einiger Zeit ein Mensch von einer Parthie Vagabunden, die sich abwechselnd im Herpertz Hof aufhielten. Kurz nach der Hochzeit ward die Braut gefänglich eingezogen und zu Bonn gezüchtiget, da sie schon als Mädchen zu Zons gefangen saß. Sie hat sich nun von ihrem Mann getrennt, und bewohnt zu Neuß eine Kammer; vor und nach der Hochzeit hat sie 3 Kinder."

Der Hof ist bis zur Aufhebung der Abtei in der Franzosenzeit im Jahre 1802 im Besitz der Abtei Knechtsteden geblieben. Er wurde dann wie die meisten Kirchengüter von der französischen Republik verkauft. Die Pachthöfe gingen meistens in den Besitz der früheren Pächter über. So hat die Familie Braun den Hof in Horrem auch als Eigentum erworben. Ob sie alle zum Hofe gehörigen Ländereien miterworben hat, ist nicht mehr festzustellen. Auf dem Hofe wurde auch eine Brauerei und Gastwirtschaft betrieben.

Am 26. Oktober 1890 nehmen die Witwe Peter Heinrich Braun, Sofia geb. Kaulen, Land- und Gastwirtin in Horrem, sowie die Eheleute Johann Dick. Eisenbahnvorsteher, und Frau Anna geb. Braun in Jülich, Bernhard Braun, Metzger in Köln, und Peter Braun, Bahnhofsrestaurateur in Horrem, auf den Hof eine Hypothek von 21 500 Mark auf von dem Kölner Rentner Johann Josef Du Mont. Der Hof geht dann in den neunziger Jahren in den Besitz der Eheleute Eisenbahnbetriebsinspektor Hermann Kropatschek und Anna geb. Pütz über. Sie lassen die Gastwirtschaft eingehen und betreiben nur noch die Landwirtschaft.

Am 19. Januar 1907 verkauften sie den Hof an Wilhelm Böhmer, Heinrich Böhmer und Gottfried Breuer aus Berrenrath für 50 000 Mark. Zu dem Hofe gehörten nur noch 50 Morgen Land. Er war mit Hypotheken stark belastet. Diese wurden beim Kauf mitübernommen, so daß nur noch 11 400 Mark ausbezahlt werden mußten. Gottfried Breuer und seine Ehefrau Anna geb. Böhmer wurden durch Erbgang alleinige Besitzer. Es wurden noch verschiedene Ländereien hinzugekauft. Am 17. Juli 1946 vermachten die Eheleute Breuer, da sie keine Kinder hatten, den Hof der im Jahre 1938 errichteten kath. Kirchengemeinde Dormagen-Horrem als Pfarrdotation.

Das Wohnhaus des Hofes ist jetzt Pfarrhaus, in den Nebengebäuden wird zur Zeit ein Pfarrjugendheim eingerichtet und der Hofraum ist der ideale Platz für eine neue Kirche, die dann in der Mitte des Dorfes liegen würde.

So ist der alte kirchliche Besitz, der über 600 Jahre lang der Abtei Knechtsteden gehörte, nach einer Unterbrechung von 140 Jahren wieder in die Hand der Kirche zurückgekommen.

Gottfr. Schmitz,
Rekt.-Pfarrer Dormagen-Horrem.

Heimatland

BEILAGE
ZUR NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 7 | Neuß/Grevenbroich, 14. April 1951 | 78. Jahrgang

In alter Zeit:

Schule im Schatten des Kirchturms

In den Wochen um Ostern steht die Schule mehr als je im Interesse der Oeffentlichkeit, denn Schulentlassung, Versetzung und Schulaufnahme bringen in das Leben der Familie eine bestimmte Note des Erfreulichen oder Unerfreulichen. Dann aber entschwindet die Schule wieder auf ein Jahr dem Volksbewußtsein. Sie ist eben Angelegenheit des Staates und seiner beamteten Organe. Das war nicht immer so. Erst vor rund 140 Jahren hat die Schule unserer Heimat das staatliche Gesicht erhalten. Wie war es vordem? Darüber will der nachstehende Beitrag, urkundlich gestützt, einiges erzählen.

Das war an einem Spätherbsttag des Jahres 1812. Unter der Linde am Kirchhof eines kleinen Dörfleins an der Erft las der Herr Pastor seiner Gemeinde folgendes „Kayserliches Dekret" vor: „Der sechste Gendarm in jeder Brigade wird unterdrückt (nicht eingestellt), und statt dessen soll ein Zögling-Gendarm bestimmt werden. Junge Mannsleut können sich melden."

Der junge Engelbert vom kleinen Hof stieß seinen Nachbar in die Rippen:

„Du, Mätthes, wat für us."

Ja, das hätte dem Engelbert gefallen können, als Gendarm so durch die Gegend wetzen — und dann die Uniform! Na, die Mädchen, die würden Augen machen. Und Engelbert sah sich schon [illegible] Vertreter des großen Kaiser N[illegible], der damals im Land an der Erft [illegible] geringe Sympathien hatte.

„Engelbert, paß op, et kütt noch jet."

Man hörte den Pfarrer weiter lesen: „Nur solche dürfen sich melden, die perfekt lesen und schreiben können."

Oha. Der Traum vom schmucken Gendarmen war aus. Lesen und Schreiben, mein Gott, damit haperte es gewaltig. Die jungen Leute schauten sich zuerst etwas unsicher an. Ihre Ernüchterung wollten sie nicht eingestehen. Da machte sich einer Luft: „Die könne us der Nache deue."

Man lachte. Doch das Lachen hatte eine eigene Note. Und die Notiz, die der alte Pfarrer etwas später in sein Kirchenbuch schrieb, war vielsagend: „Keiner aus der Gemeinde hat sich gemeldet, insonderheit (wegen) der Klausel." (Damit ist Lesen und Schreiben gemeint.)

Praktische Acker- und Wiesenkunde

Allerdings waren die Schulverhältnisse, gemessen an den heutigen, auch nicht dazu angetan, daß jeder im Dorf die Kunst des Lesens und Schreibens hätte verstehen sollen. Im Sommer und Herbst betrieben die Schulpflichtigen unter der Anleitung ihrer Eltern praktische Acker- und Wiesenkunde, draußen in Gottes freier Natur — und viele sind recht klug geworden dabei. Kam dann die Zeit des Kartoffelgrabens heran, dann gruben die Kleinen so emsig und froh, als gälte es, ein Schätzlein zu heben; und doch, des Abends auf dem Heimweg, wenn es so traulich roch nach verbranntem Kartoffelkraut, beschlich ein stilles Weh die Herzen der Kinder, denn sie wußten genau: am letzten Sonntag im Oktober, dann wird der Beginn der Schule bekanntgemacht. Wie es mit dem Schulwesen in unserer Heimat bestellt war, darüber gibt uns dann Pastor Sartorius 1777 in H ö n i n g e n einen sehr guten Einblick:

„Nur im Winter wird Schul gehalten"

„Nur im Winter wird Schul gehalten, auch etlich mahl bis zur Erntezeit. Ursache ist, weil die Eltern die Kinder nicht schicken, Geschäfte halber, auch weil die Lehrer als die Kinder des Schulhaltens und Schulgehens müde werden. Bekannt ist, daß mehr Kinder im Winter als im Sommer in die Schule gehen können; denn wenn an jedem Ort, deren hier vier sind, an Sonn- und Feiertag Schul gehalten soll werden, würde man keinen Schullehrer wegen des geringen Verdienstes von wenigen Kindern haben können. — Die Kinder müssen monatlich einen Stüber dem Schulgeld zulegen, — sollte aber nur eine Schule angestellt werden, so würden die weit abgelegenen sich beschweren wegen der Entlegenheit und Kürze der Zeit, die an Sonn- und Feiertagen wegen der christlichen Lehre übrig bleiben werde. Die Wohlhabigen verlangen, daß das ganze Jahr Schul gehalten werde, die Geringen, daß der Winter vorbeigehe, um ihre Kinder zur Arbeit anzuhalten, theils wegen erforderlichem Schulgeld, theils, damit sie früh in ihren Geschäften geübt werden. Wenige sind, die sich mit der Schule bekümmern, als nur der Pastor."

Und das Visitationsprotokoll von 1764 weiß aus J ü c h e n zu berichten:

„Endlich sollen die Eltern, die größere Sorge für ihr Vieh wie für ihre Kinder hätten, ermahnt werden, daß sie diese doch in den christlichen Unterricht schickten."

„Ein viertel pfund wachss" für Schulversäumnis

In H o c h n e u k i r c h wird man noch deutlicher. Da heißt es 1748 wörtlich:

„alle Eltern wird bey straff der aussbleibenden Kinder eines viertel pfund wachss Jedesmahl zu geben anbefohlen, daß sie ihre Kinder fleißig zur christlichen lehr schicken, item zur Schul, und wenn dieses nicht helffen will, sollen die Eltern bey weltlicher Obrigkeit darüber angeklagt werden und Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht in die Brüchten (Strafen) verfallen sein."

Aus all diesen Urkunden spricht Sorge des Geistlichen um die Jugend des Volkes. So war es fast in jedem Dorf. Die Kirche fühlte sich für Erziehung und Unterricht verantwortlich, getreu der Weisung ihres Herrn Jesu Christi: „Geht in alle Welt und lehret." Da, wo ein Gotteshaus erbaut war, wurde auch eine Schule errichtet. Das war so selbstverständlich, daß es nicht einmal notiert wurde. Nur hier und da wird zufällig durch kleine Notizen in den Urkunden die Tatsache bekannt. Es waren die Pfarrschulen, die im Mittelalter in der Neu- und neuesten Zeit vom Pfarrer oder dem Vikar geführt wurden. Neben der „christlichen Lehr" wurden Lesen, Schreiben und, wenn gewünscht, auch Rechnen als Unterrichtsfach behandelt. In einigen Orten des Kreises Grevenbroich, z. B. Jüchen, Wanlo, waren Lateinschulen eingerichtet, und in Wickrath blühte eine Klosterschule, die unseren heutigen höheren Schulen entsprechen. Im Laufe der Entwicklung kam dann das Amt des Schulmeisters an den Küster, und späterhin erst löste es sich von dem Kirchenbeamten und ging über auf den Staatsbeamten, den Lehrer.

Hochherzige Spender

Jahrhundertelang stand die Schule im Schatten des Kirchturms und war, so will scheinen, mehr Angelegenheit des Volkes als heute. Da stiftet ein älteres Ehepaar Haus und Hof nebst Baumgarten und 28 Morgen Land, damit in A l d e n h o v e n bei Schloß Dyck eine Schule eingerichtet werden kann. Fürwahr ein hochherziger Spender, der heute seinesgleichen suchen muß. Die Stiftungsurkunde möge unvergessen bleiben. Darum sei sie hier abgedruckt:

„Zum fünfften hatt herr Contestator Friedrich Höning geb. 9. Nov. 1649 zu verstehen gegeben, daß in dem Dorf Aldenhoven in der Grafschaft Dyck, allwo er geboren, keine Schullen zu Unterrichtung der jugent vorhanden, er aber bey Abgang deren hierzu erforderlichen Mittelen dieselben auss den seinigen gerne befürdert sehen möchte, alss thäte mit genehmhaltung seiner Ehe haussfrauen hierbey weiter Verordnen, dass sein daselbst gelegenes, von seinen lieben eltern seel auf ihnen iure successionis erfalleness hauss, hoff, Bongert und Garten sambt dazu gehörigen etlichen zwanzig morgen landt zu beständiger anordnung einess hierzu besst dienenden frommen Geistlichen, so zur Haltung der Schullen alss Schlagung der Orgel ganzts bequem und fähig, welcher dann auch die in demselben Dorff sich befindenden arme Kinder umbsonst, die wohlhabige aber gegen gebührenden Lohn in lesen undt schreiben, fort anderen christlichen Lehrstücken fleissig zu unterweisen, angewiesen werden solle, wobey dann ferner pro collatoribus et inspectoribus ernennen zeitlichen H. Pastoren zu Bedbur bei der Dyck so dann zeitlichen H. Provincialem ad s. Nicolaum in Triffta, wie imgleichem auch der angesetste Schullmeister die Kinder alls Sambstag umbt einen Rosenkrantz sambt Salve regina pro animabus benefactorum zu betten anhalten."

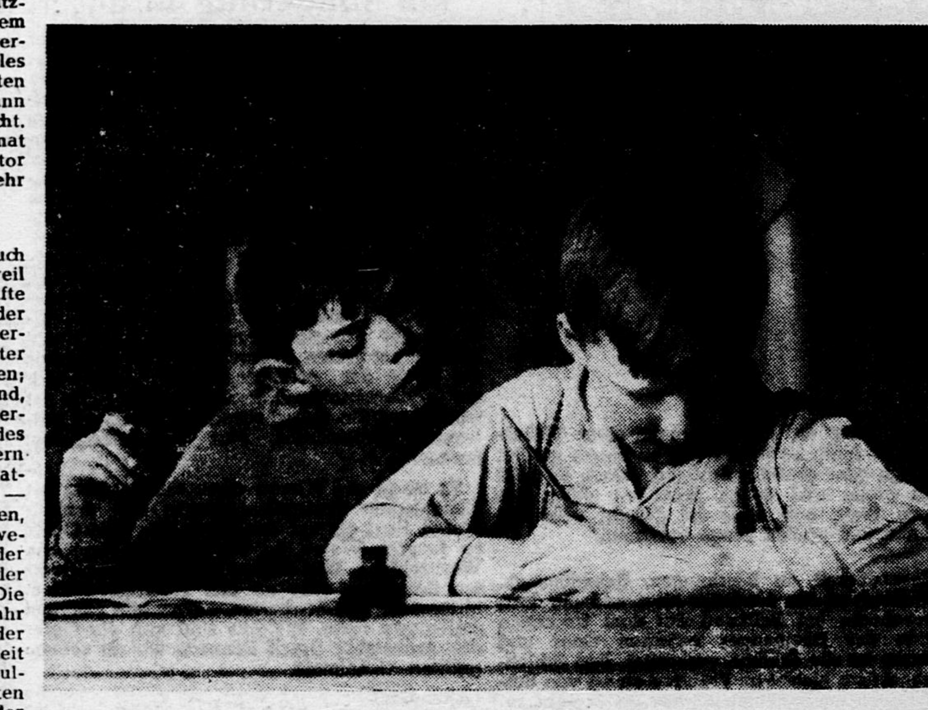
„Das Rosenkranzkämpchen" in Jackerath

Das ist keineswegs ein weißer Rabe. In J a c k e r a t h beispielsweise

„verbriefen Christian Schmitz und seine Kinder aus erster Ehe dem Pastor Brendtges von Mündt das Kämpchen binnen Jackerath, damit es zu mehrerer Subsistenz und Unterhalt eines zeitlichen Organisten und Schullmeisters zu Jackerath diene, welcher dafür alle Samstag abends in der Capellen mit den Schulkindern den schmerzhaften Rosenkranz, die litanias lauretanus mit Salve regina zu latein und deutsch singen und sieben Vaterunser undt Ave Maria betten solle."

Die Bruderschaften sind Schulfreunde

In diesem Zusammenhang müssen die Bruderschaften erwähnt werden, die als ideale Form einer Volksgemeinschaft anzusprechen sind, sie geben „dem Schulmeister neben seiner gebührlichen Belohnung aus der Bruder-



Heute wie einst!

Photo: Hehmke

schaft zu seinem Unterhalte 6 Gulden". (Protokoll der Kirchen- und Schulvisitation im Herzogtum Jülich im Jahre 1559 und 1560.) In Wanlo bezog der Lehrer aus Bruderschaftsmitteln 3 Malter Roggen. Sogar eine Lernmittelbeschaffung für Minderbemittelte kannte jene Zeit: „1777. Der Armen-Provisor sorgt durch Weisung Pastoris für schullgeld, schuh und strümpf und Kleidung, so lang was im Armenstock ist." (Höningen.)

Die Küsterfrau mit dem Suppenlöffel

Bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts waren die Küster meist gleichzeitig Lehrer. Vielerorts bestand kein eigenes Schulhaus. Da spielte sich das Schulleben in der Wohnstube der Küsterfamilie ab. Alte Leute wissen, allerdings auch nur noch vom Hörensagen, manch ergötzliches Geschichtlein aus jenen Zeiten zu erzählen: Wie die Küsterfrau nicht selten ihren lieben Ehemann recht „tatkräftig" mit dem großen Suppenlöffel zu Hilfe eilte; oder wie die größeren Mädchen der Schule beim Lernen des Abc die Kinderwiege des Küsters schaukelten, die Jahr für Jahr neu besetzt war.

Allmählich löste sich das Lehramt vom Küsteramt. Dann kam die Zeit um 1815. Da leistete der Pastor dem König von Preußen den schriftlichen Eid und die preußische Verwaltung nahm gleich den Schulbetrieb etwas energischer in die Hand. Kurze Zeit darauf erhielt der Schullehrer folgendes Schreiben:

„Sie erhalten hierdurch in Gemäßheit der Verfügung eines hochlöblichen Königlichen Konsistoriums die Weisung, den Herrn Pfarrer, zu dessen Pfarrey Ihre Schule gehört, als Ihre erste und mittelbare Behörde anzuerkennen und zu ehren."

So erstand die „geistliche Ortsschulaufsicht" am Beginn der preußischen Verwaltung im Rheinland. Wenig mehr als hundert Jahre später hatte sich das große Weltenrad mal wieder rumgedreht: als nach dem Weltkrieg das Königtum sank, fiel die Ortsschulinspektion — ob zum Segen oder Unsegen —, doch da kämen wir in Gegenwart und Zukunft hinein, und ich wollte hier doch nur, der Chronik getreu, aus der alten Zeit erzählen. xyz

Für den Naturfreund:

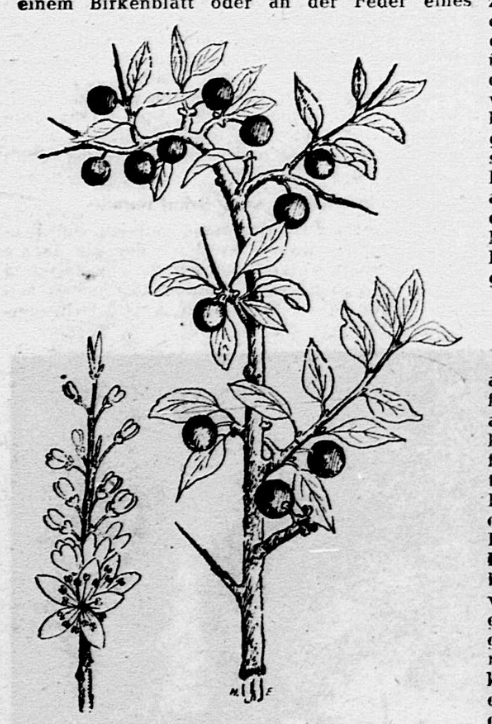
Vom Königreich der kleinen Dinge

Schwarz- und Weißdorn sind uralt in unserem Heimatbild

Dornen und Disteln gelten als sichtbarster Ausdruck einer geschwächten, fluchbeladenen Schöpfung. So wie selbst die spitze Distel den aufmerksamen Beobachter durch die Formenfülle der bewehrten Blätter und das zarte Violett der Blüte zu versöhnen vermag, so vermögen auch die meistverbreiteten Dornsträucher unseres Heimatgebietes — Schlehe und Weißdorn — eine Menge von Licht und Schönheit zu verbreiten. Allerdings muß der Blick des Wanderers den milden Reizen der Naturschönheiten noch zugängig sein. Gar zu oft übersieht der gehetzte Mensch unserer Tage dieses Königreich der kleinen Dinge.

Rainer Maria Rilke weiß es mit schönsten Worten auszudrücken:

„Die meisten Menschen wissen gar nicht, wie schön die Welt ist und wieviel Pracht in den kleinsten Dingen, in irgendeiner Blume, einem Stein, einer Baumrinde oder einem Birkenblatt sich offenbart. Die erwachsenen Menschen, die Geschäfte und Sorgen haben und sich mit lauter Kleinigkeiten quälen, verlieren allmählich ganz den Blick für diese Reichtümer, welche Kinder, welche aufmerksam und gut sind, bald bemerken und mit ganzem Herzen lieben. Und doch wäre es das Schönste, wenn alle Menschen in dieser Beziehung wie aufmerksame und gute Kinder bleiben wollten, und wenn sie die Fähigkeiten nicht verlieren würden, sich an einem Birkenblatt oder an der Feder eines



Pfauen oder an der Schwinge einer Nebelkrähe so innig zu freuen wie an einem großen Gebirge oder einem prächtigen Palast. Es geht eine große und ewige Schönheit durch die ganze Welt, und diese ist gerecht über die kleinen und großen Dinge verstreut."

*

Fast überall an Böschungen, Bahndämmen, Waldrändern, am Lauf der Norf und der Erft, (Kreuzhecke bei Selikum) auf dem trockenen Boden des Berghanges zwischen Gohr und Hoisten ist die Schlehe verbreitet. Das Schlehdorngebüsch gleicht im Frühling einem von lichten Blüten überschäumten Meer. Es erglüht auf schwarzem, dunklem Gezweig. Im Herbst aber hängen zwischen dem verstrüppten Geäst Beeren, dunkel, kugelig, von zartblauem Hauche getönt, lockend wie süße Pflaumen. Der Name Schlehdorn ist uralt, germanischer Herkunft, allgemein verbreitet, dessen Deutung aber zweifelhaft ist. Sicherlich hängt der Name „Schwarzdorn" mit der dunklen Rinde oder der schwarzblauen Farbe der Beeren zusammen. Es ist anzunehmen, daß der Schlehdorn früher noch wesentlich stärker verbreitet war als heute. Als heidnische Götterpflanze wurde der Dornstrauch unter dem Christentum erneut zu einem Kultbaum. Trägt er doch deutlich in seinen kreuzweise geordneten Stacheln das Symbol des Christentums in sich. Galt er bei den germanischen Völkern als Schutzmittel gegen das Eindringen von widrigen Gewalten und als Fruchtbarkeitssymbol und Orakel für künftige Ernten, so umgibt der christliche Volksglaube den Schlehdorn mit der Legende, wonach der Schlehdorn trauerte, als Christus auf seinem Leidensweg an ihm vorbeischritt mit einer Dornenkrone, geflochten aus seinen Zweigen. Diese Liebe und Treue lohnte der Herr damit, daß er ihn sofort mit einem weißen Blütenkleide schmückte, das nach seinen Worten alljährlich um die Osterzeit wiederkehren solle. Seitdem blüht er als frühester Strauch in überreicher, weißer Pracht.

Schon in Pfahlbauten bezeugt

Schlehenkernfunde in mehreren Pfahlbauten zeugen von der frühen Verbreitung des Strauches. Im Mittelalter wurden die Früchte nach dem ersten stärkeren Froste gesammelt und über dem Herdfeuer geröstet. Sicherlich haben die Schlehen für unsere älteren Vorfahren ein wichtiges Volksnahrungsmittel dargestellt. Dabei wurden die Früchte vielfach in Honig eingelegt oder in gutem Wein gesotten. Zur Besserung des Geschmacks „sengten die armen leut die slehen auch etwan über dem Fewer, auf das sie derselben mögen geniessen." Von den Beeren wird treffend gesagt, daß sie das Maul bis hinter die Ohren ziehen. Aus unseren Kindheitserinnerungen mögen wir da voll und ganz beistimmen.

Wie die meisten Frühlingsblumen besitzt auch der Schlehdorn heilende Kräfte. Schon die hl. Hildegard von Bingen und Albert der Große von Köln erwähnen ihn. Das Mittelalter schätzt die „zusammenziehende Natur" und die „stopffende Krafft und Würckung". So wie der ganze Schlehdorn von einer merkwürdigen Doppelnatur beseelt ist, sind auch die heilenden Kräfte grundverschieden. Die zarte, scheeige, schnell vergehende Blüte steht in einem starken Gegensatz zu der unverwüstlichen Lebenskraft des dunklen, zähen, mit dolchartigen Stacheln bewehrten Strauchwerks. Himmlische Süße und erdenhafte Herbheit gehen in dem Strauch eine Verbindung ein. So wirken die getrockneten Blüten reinigend, lösend auf Krämpfe, ausleitend auf die Lasten des Winters, Säfte verbessernd und alles Unreine ausleitend, das Blut reinigend und leicht abführend. Schlehdorntee ist ein völlig harmloses Abführmittel. Er läßt das Wasser gehen, beseitigt fiebrige Feuchte, Nieren und Blasensteine. Dieser lösenden Wirkung der Blüten steht der feste, bindende Einfluß der Beeren entgegen. Sie hemmen durch ihren Gerbstoff Durchfall, Ruhr, Wassersucht und Blutflüsse.

So trägt der Schlehdorn heute noch zum Zeichen seiner Unschuld seinen weißen Blütenmantel, seine kreuzweise angeordneten Dornen gedenken des erlösenden Kreuzholzes und seine Lebenskraft ist — soweit die Menschen seine Hilfe nicht verschmähen — auf das gesundheitliche Heil gerichtet.

Der Rotdorn hielt die Hexen fern

Nahe Verwandte des Schlehdorns sind Weiß- und Rotdorn. Der Rotdorn ist eine spätere Zierform, die sich häufig als Straßenbaum vorfindet. Der Weißdorn steht zumeist mit der Schlehe gemeinsam an Waldrändern, Rainen, Wasserläufen. Bisweilen wird er als Hecke benutzt, so wie er auch bei unseren Vorfahren als Hagedorn beliebt war. Er verwehrte als einfriedigendes Dorngesträuch dem Raubzeug und Feinde den Eingang zum Hause oder Dorfe. Er hielt Hexen fern und lenkte Blitze ab. Hag und Hain stammt aus dem germanischen hagen und bedeuten schließen. Auch der Weißdorn wurde bezichtigt, die Dornenkrone Christi geliefert zu haben. In Wirklichkeit kommt hierfür nur der bei Jerusalem einzig vorkommende Dornstrauch Zizyphus spina Christi, der „Christusdorn" in Frage. Es handelt sich dabei nicht um die Wolfsmilchart, die als kakteenartige Blume mit roten Blümchen zu unseren Zimmerpflanzen zählt.

Auch der Weißdorn fand Aufnahme in der Medizin. Er gilt als Mittel bei Herzmuskelschwäche. Er findet sich als Crataegus in allen homöopathischen Herzmitteln wie Herzgold und Herzkraft. Ebenso verwendet auch die Homöopathie eine aus den Schlehenblüten hergestellte Essenz.

Dornhecken verdienen unseren Schutz

Unsere Gedanken wandern zurück zu unserer Kindheit. Wir wollen uns wieder wie früher über die strahlende Blütenfülle des Schlehdorns freuen. Wir denken an die herben Schlehenfrüchte, an die leckeren Mehl[illegible] Weißdorns. Unsere Vögel, die [illegible] Sänger aber freuen sich am meisten über das Dornendickicht. Es bedeutet für sie Schutz- und Nistort. Es ist tief bedauerlich, daß das Gesträuch meist aus selbstischen Gründen ausgehauen oder verbrannt wird. Schwarz- und Weißdorn sind uralt in unserem Heimatbild, sie haben unsere Vorfahren durch die Jahrtausende begleitet. Sie verdienen unseren Schutz.

Ein Sonderling in unseren feuchten Bruchwäldern

Wenn sich die Bäume unserer Erftwälder anschicken, ihre Knospen zu öffnen, und das frische Grün unseren Blick erfreut, wird der aufmerksame Wanderer an den feuchten Stellen einen Sonderling, eine eigenartige Pflanze finden. Es ist der Aronstab oder, wie der Botaniker sagt: der „Arum maculatum". Der lateinische Name deutet an, daß die dunkelgrünen, pfeilförmigen Blätter mit dunklen Flecken besetzt sind. Von Aron berichtet die Bibel, daß sein Stab vor dem Pharao zu blühen begann. An der Pflanze ist auch ein dunkelvioletter Blütenkolben zu bemerken. Sicherlich gab er Anlaß zu dieser eigentümlichen Namengebung. Wie alle Frühblüter des Waldes entnimmt der Aronstab seine Nahrung aus einem knollig verdickten Wurzelstock (Rhizom). Aus der Mitte der gefleckten Blätter erhebt sich der kolbenförmige Blütenstand. Die Blüte ist wie eine Tüte aufgebauscht und darüber taillenartig eingeschnürt. Nur der Kolben ragt heraus.

So macht die Pflanze einen rätselhaften, fast dämonischen Eindruck. Hellgrün und dunkelviolett liegt sie auf der Lauer, um ihre Opfer zu fangen. Violett ist bei allen Pflanzen ein Warnzeichen. Wir denken da an den gefleckten Schierling oder an den violettgestreiften, bittersüßen Nachtschatten. Sie alle bergen schlimmste Gifte. Welches sind nun die Opfer des Aronstabs? Damit kommen wir zu seinem größten Geheimnis.

Geheimnis?

Der Blüte entströmt ein für uns widerlicher, aasartiger Geruch. Die kleinen im Walde herumschwirrenden Fliegen scheinen aber diesem Geruch gar nicht abhold zu sein. Von dem Geruch angelockt, stürzt die Fliege am glatten Trichter des Hüllblattes herunter in einen bauchigen Kessel hinein. Ein Zurück gibt es nicht mehr, denn oben verhindern Widerborsten eine vorzeitige Flucht. Bis zu 4000 Mücken wurden schon in einem einzigen Aronstab gefunden. Meist fliegen sie von einer Blüte zur anderen. Diejenigen Insekten, die vorher in einer anderen Blüte waren, befruchten jetzt die am Boden des kleinen Gasthauses befindlichen Fruchtblüten. Zum Dank dürfen sie der befruchteten Blüte ein Tröpfchen Nektar entnehmen. Dann geht es hoch her. Berauscht schwirren sie in ihrem grünen Gefängnis hin und her. Dabei hat der Gastwirt auch für Heizung gesorgt. Die Temperatur im Inneren der Blüte kann bis zu 15 Grad über der Außentemperatur liegen. Sie entsteht durch Verbrennung der in dem dicken Hüllblatt aufgespeicherten Stärke. Haben die Gäste ihre Pflicht getan, d. h. ist die Blüte befruchtet, dann öffnen sich die purpurnen Beutel der oben befindlichen männlichen Staubblüten. Mit Blütenstaub eingepulvert ziehen die Insekten zur nächsten geheizten Wirtschaft „Zum Aronstab", denn die Reusenhaare an der Oeffnung sind jetzt vertrocknet und geben den Ausgang frei. Aus den befruchteten Blüten gehen nach dem Verwelken der Blütenhülle große rote Beerenfrüchte hervor, die besonders gern von herumstreifenden Amseln gefressen werden und dadurch zur Verbreitung der Pflanze erheblich beitragen.

Die ganze Pflanze, insbesondere die roten Früchte, enthalten einen als giftig geltenden, brennend schmeckenden Stoff, der sich durch Kochen und Brennen entfernen läßt. Die Schlesier nennen die Pflanze Zehrwurz, weil die getrockneten Wurzelknollen dort unter das Brot gemengt wurden. In der Rheinpfalz wird der Wurzelstock zu einem heilkräftigen Schnaps angesetzt. Im Hessischen ist das Suchen des Aron ein Volksfest. Daß die geheimnisvoll aussehende Pflanze im Aberglauben eine Rolle spielte, ist nicht verwunderlich. Sie wurde unter die Türschwelle gelegt, um Unglück fernzuhalten. Auch schützte sie gegen Hexe und Unholde. Im Bett des Kindes hielt sie den Alb fern. Im Bergischen Lande meidet man die Pflanze, weil sie angeblich Erblindung hervorrufen könne.

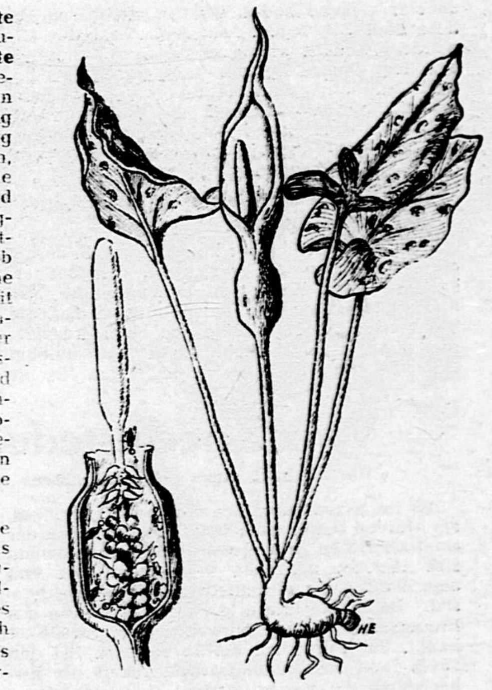
An vielen Fenstern stehen im Frühjahr wieder blühende Kallas. Sie sind, wie leicht zu erkennen ist, Verwandte des Aron. In den Tropen gibt es Aronstäbe, die sich mannshoch über dem Boden erheben, rauchend, dunstend, mit schrecklich stinkendem Geruch.

Eine ungeahnte Tragödie

Die Pflanze enthält ein Sapotoxin und wohl kaum jemand ahnt, daß sich hinter diesem Giftstoff eine Tragödie ungeahnter Weite verbirgt. Nicht nur der Aron, auch die Kornrade enthält dieses Gift. Auf den Feldern des Mittelalters wucherten Unkräuter in einem heute kaum vorstellbaren Ausmaß. Hungerzeiten und Teuerungen verwandelten die Aecker vollends in Unkrautfelder. Man verzichtete in Notzeiten völlig auf die Reinigung des Mehles. So erscheint es durchaus glaubhaft, daß die Gesundheit der Menschen durch diese Gifte herabgesetzt und Ansteckungen besonders zugängig waren. Und diese Ansteckung erfolgte in Form des Aussatzes. In Köln war in Melaten ein großes Aussätzigenasyl, und auch in Neuß, im Nordosten der Stadt (bei Heerdt) lag ein Aussätzigenheim (Leprosenhaus). Völlig abgesondert, fristeten diese bedauernswerten, unheilbaren Kranken ein trauriges Dasein. Sie durften sich keinem Gesunden nähern und mußten mit Holzklappern Zeichen geben. Zeigten sich bei einem Bürger verdächtige Hautstellen, dann wurde vom Arzt festgestellt, ob er an der „Mistelsucht" litt, und in der Kirche wurde ein Totenamt für ihn gelesen. Damit schied er aus dem Verband der Stadt für immer aus. Immer war es rätselhaft, wie sich der Aussatz nur in bestimmten Gegenden ausbreiten konnte. Heute glaubt man den Grund in dem Vorhandensein saponinhaltiger Pflanzen (Aron, Kornrade und das Taro in tropischen Gegenden, auch ein Arongewächs) gefunden zu haben. Die Pflanzen verursachen die Krankheit nicht, aber sie verursachen eine Bereitschaft.

So zeigt auch dieses Pflanzenbeispiel, wie tief manche Blume unserer Heimat in das Schicksal der Menschen eingreift. Viele Pflanzen dienen uns als Nahrung, manche als Heilkräuter, andere hingegen vermögen größtes Unheil anzurichten, und dennoch sind auch die schlimmsten Giftpflanzen in der Hand des Arztes, in kleinster, abgewogener Menge verwandt, noch ein Segen für den Kranken.

Jos. Fischer



Der Aronstab

Donnerberge in unserer Heimat

Eine Plauderei über ihre Namendeutung

Unsere Sprache ist etwas Lebendiges; sie wandelt und entwickelt sich. Etwas vom Schimmer der Ewigkeit haftet ihr an, wenn wir uns tiefer in sie versenken, und sei es auch nur an einer so rätselhaften Bezeichnung wie Donnerberg. Aber im Laufe der unendlich flutenden Zeit nimmt sie immer neue Gestalt an wie alles Lebendige. Was immer uns die Feder zu solchen kleinen Untersuchungen in die Hand drückt, das ist im wesentlichen unsere Liebe und Zärtlichkeit zu der heimatlichen, schon in den Uranfängen ihrer Namensgebung von den Menschen mit Geist und Gemüt beseelten Landschaft. Das gibt diesen kleinen Studien ihre Wärme und ihre innere Schönheit.

Als der verstorbene Dechant von Jüchen 1945 die jahrelang verbotene Karfreitagprozession, auch Römerfahrt genannt, wieder aufnehmen und am Donnerberg vorbeiziehen wollte, hörte ich zum erstenmal den Namen dieser kleinen, in die Breite und in die Länge im Westen des Ortes sich ausdehnenden Anhöhe. Ich stand noch unter dem Eindruck eines phantastischen, abenteuerlichen Romans, den die Amerikaner zurückgelassen hatten, der Thunder Mountain = Donnerberg hieß. Der Thunder Mountain war ein amerikanischer gewaltiger Bergriese, wahrscheinlich ein Produkt der Phantasie, und trug nicht zu Unrecht seinen starken Namen. Als ich mir nun in Jüchen die niedrige, flache Anhöhe des gleichen Namens vorstellte, belustigte mich zuerst die kühne Bezeichnung. Denn wahrhaftig, Gewitter und Wetter konnten bei ihr nicht Pate gestanden haben. Aber dann wurde ich nachdenklich. Donner heißt im Althochdeutschen donar, bezeichnet sowohl die Naturerscheinung wie den mächtigen Gewittergott, dessen geschleuderter Hammer den Donner und dessen Augen die Blitze erzeugen. Bonifatius fällte die Donnereiche, das war ein diesem Gott geheiligter Baum. Der Donnerstag war ihm geweiht. Sollten die Germanen, die auf diesem gesegneten, so fruchtbaren Stückchen Erde einmal ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, dieses Gelände nicht auch ihrem gefürchteten, wegen seiner Macht und Größe auch so verehrten Gott geweiht haben? Solch eigenartige Namen deuten oft auf ein sehr hohes Alter. Tacitus berichtet, und es ist auch sonst geschichtlich bezeugt, daß in hl. Hainen und auf Bergeshöhen die Gottheit verehrt wurde. Warum sollte hier nicht ein heiliger Hain gestanden haben? Bürgte dafür nicht sein seltsamer Name? Und so schrieb ich in jener kleinen Studie, die Heimatland am 17. 2. brachte, den Donnerberg bei Jüchen dem Gotte Donar zu. War's falsch? Vielleicht! Jedenfalls war es zu sicher hingestellt.

Der Name, ein Problem der Flurnamendeutung.

Mit meiner kühnen, aus obigen Erwägungen erklärbaren Behauptung hatte ich dem Herrn Hauptlehrer Hützen aus Jackerath die Feder des Protestes in die Hand gedrückt. Herr Hützen ist ein großer Freund der Flurnamenforschung. Er war so liebenswürdig, mir in einem ausführlichen Brief die Problematik der Namendeutung gerade in Bezug auf die Donnerberge klarzulegen und führte dabei seine Gewährsmänner an, im wesentlichen Wrede, Zelter und Fox. Einen Donnerberg kannte er auch in Jackerath, in Gustorf und in Elfgen. Wer weiß, wo es sonst noch Donnerberge in unserer niederrheinischen Heimat gibt?

An dieser Stelle möchte ich Herrn Hützen für seine Mühe und seine Freundlichkeit noch einmal herzlich danken. Es ist wahrhaftig der Mühe wert, den vorläufigen Forschungsergebnissen der Wissenschaftler hinsichtlich unserer heimatlichen Donnerberge nachzusinnen und ganz sicher nicht der schlechteste Dienst, den Heimatland seinen Lesern erweist, wenn es Gleichgesinnte zu lebhaftem Gedankenaustausch anregt und zu tieferschürfenden Auslegungen veranlaßt.

Steckt in der Bezeichnung Donnerberg eine keltische, also vorgermaniche Wurzel?

Durch Herrn Hützen erfuhr ich nun, daß Wrede und Zelter bei der Namendeutung der Donnerberge bis ins Keltische vorstießen, das heißt, daß nach ihrer Ansicht der Name vorgermanischen Ursprungs sei; dunum, dunon, dunun ist die keltische Bezeichnung für Anhöhe, Berg. Es ist das Verdienst der vergleichenden Sprachforschung, solche Wurzelwörter aufgedeckt zu haben. Man nimmt an, daß auch unser niederrheinisches Dong, Donk auf diese Wurzel zurückgeht, also unsere heimatlichen Namen, Millendonk, Winnekendonk, Wachtendonk.

Mir fiel nun auf, daß das Wort Düne mit der alten Bezeichnung dunum verwandt scheine. Und siehe, als ich Ernst Wasserziehers: „Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache" zu Rate zog, ergab es sich, daß das altenglische und altirische (= keltische) Wort dun = Hügel darin steckt. Die indogermanische Wurzel dazu findet die Sprachwissenschaft in dem indogermanischen Wort tu = schwellen, sich erheben. (Auch Taunus wird auf diese Sprachwurzel zurückgeführt, ebenso Daun in der Eifel und Dhaun im Hunsrück. In diesen Fällen ist die Entwicklung klar. Das „u" schon in „tu" = schwellen und in „dun" hat sich zu „au" verschoben, wie ja auch aus Hus — Haus wurde oder aus Hut sich Haut bildete.)

Als man den Sinn des Wortes dun bzw. dunun nicht mehr erfaßte, da, so meint die Forschung, sei das Stammwort zum Bestimmungswort geworden, denn Donnerberg heißt in Wirklichkeit Bergberg bzw. Hügelberg. Wir brauchen nicht zu lachen. Es gibt ähnliche Bildungen.

Oder steckt vielleicht der alte Vorname Duno in Donnerberg?

Wie die Phantasie manchmal schweift! Ein in früher Zeit im Rheinland nachgewiesener Vorname Duno — kann er vielleicht auch den Donnerbergen seinen Namen gegeben haben? Herr Hützen wirft die Frage selbst auf. Es ist bewiesen, oder sagen wir vorsichtiger: die Wissenschaft nimmt an, daß Ortsnamen sich des öfteren auf diese Weise gebildet haben, vor allem gern bei den Namen auf heim: Butzheim = Bodesheim im 12. Jahrhundert = Siedlung eines Bodo; Uedesheim =Udisheim im 14. Jahrh. = Siedlung eines Udo; ebenso scheinen die Namen auf hoven, rath, oft auf ähnliche Weise gebildet.

Aber es ist doch nicht glaubhaft, daß all die Donnerberge einem Duno ihren Namen zu verdanken haben, ganz abgesehen davon, daß es anderswo auch Bezeichnungen gibt wie Donnerkuhl, und im Ravensbergischen kennt man auch ein Donnerland, und somit ist das Problem hierdurch auch nicht gelöst.

Gibt es einen Beweis dafür, daß unsere Donnerberge sich aus einem Wort vorchristlicher Zeit gebildet haben?

Ja, wie ist das zu beweisen, daß unsere Donnerberge sich wirklich aus dem keltischen „dun" gebildet haben? Wo ist das Bindeglied? Habe ich hier vielleicht eine These, unwahrscheinlicher noch als die Zurückführung der Donnerberge auf dem Donar geweihte Stätten?

So griff ich wieder zum Wasserzieher und fand, daß Donner, donar auf die indogermanische Wurzel ten = spannen, dehnen zurückgeführt wird. Spannen, dehnen sich die Berge? Das Land dehnt sich, der Donner dehnt sich, aber Berge? Und doch, auch Berge können sich dehnen! Und unsere „Berge", Anhöhen hier dehnen sich! Wellenförmig dehnt sich unser Land. Und im wellenförmigen Land sei der Donnerberge Heimat, schreibt Herr Hützen mir in Auswertung seiner Studien.

Immer noch ist unser Rätsel nicht gelöst. Warum verdichtet sich denn im wellenförmigen Land solch eine Bezeichnung auf diese oder jene Bodenwelle allein?

Von den drei Entwicklungsstufen der Namendeutung nach Fox.

Fox behauptet nach Herrn Hützens Angabe, die Bezeichnung Donnerberg habe sich aus dem keltischen: dun — er = großer Berg gebildet. Da wäre das Bindeglied! Aber — aber — diese Deutung fällt aus dem Rahmen der bisherigen Deutung heraus, wonach dun (wunderbar erhalten in Düne, wie wir sahen) soviel wie Hügel und nach Wrede-Zelter ähnlich Anhöhe — Berg bedeutet. Oder heißt „er" soviel wie groß? Worauf stützt Fox seine Behauptung?

Der Donnerberg Jüchens ist auch nicht der größte des Ortes mit seinen 85 m, und so sanft ist sein Anstieg, daß eine andere Anhöhe im Norden ihres jähen Anstiegs wegen höher scheint, obgleich die Höhe nur 83,2 m mißt. Die höchste Erhebung der Ortsumgebung, in der Luftlinie nicht weiter vom Jüchener Marktplatz entfernt als der Donnerberg, liegt im Süden, da wo die Grenze der Gemarkung Garzweiler auf den Belmer Weg stößt und ein Weg nach Priesterath führt und mißt 93,7 m. Es ist nicht recht ersichtlich, warum der kleinere Berg der große Berg genannt sein sollte.

Fox spricht von drei Stufen einer Namenentwicklung. Bei einer stufenweisen Entwicklung muß man annehmen, daß die eine Stufe auf die andere folgt, nach Fox so: „1. dun — er = großer Berg, 2. die volkstümliche Deutung mit dem Namen des Gottes Donar, 3. die volkstümliche Deutung in Verbindung des Bergnamens mit dem Wetterglauben." Ist das nicht auch eine unerwiesene Behauptung? Aus dem dun — er bildete sich also nach Fox im Munde des Volkes der Donarberg, dem Gewittergott geweiht wie sich aus dem Donarberg der Donnerberg weiterentwickelte, seiner wetterbildenden Kraft wegen, so benannt nach Volkes Glauben. In dem einen oder anderen Fall könnte das vielleicht möglich sein, aber immer? Würde man nicht vielleicht besser von drei Arten der Namendeutung sprechen? Möglich ist es auch, daß aus drei verschiedenen Wurzeln diese Bergnamen sich gebildet haben: 1. aus einer alten, vorgermanischen Bezeichnung wie dun = Hügel (vielleicht handelt es sich in